

## Eine Reise in die heiße Zone von Tschernobyl Nur noch 26.000 Jahre bis zum Ende der Verstrahlung

Wir sind 33 Personen aller möglichen Nationalitäten - alles Teilnehmer des EUROCON 2006, eines internationalen Kongresses von Science Fiction-Autoren, Verlegern und Agenten, die am frühen Morgen des 17. April 2006 vor dem Sport-Hotel in Kiew in den Sonderbus nach Tschernobyl klettern. Namentlich werden wir aufgerufen, nach dem Reisepaß gefragt und ermahnt, von nun an auf unseren jeweiligen Sitznachbarn zu achten.

Der Bus stammt noch aus Zeiten des kalten Krieges, ebenso wie die schmuddeligen roten Rüsschenvorhänge darin. Aber wir beschließen insgeheim, keine Angst zu haben und uns dem Fahrer mit der russischen Pelzmütze anzuvertrauen.

Der kurvt uns dann auch sicher quer durch das riesige Kiew und auf Tschernobyl zu. Während der Fahrt gibt es russische und englische Erklärungen, aber wir verstehen durch den Lärm des Motors weder das eine noch können das andere. Wir wissen aber, dass bereits wenige Kilometer nördlich von Kiew die erste der Schutzzonen beginnt. Bis hierhin war nach dem GAU erhöhte Radioaktivität zu messen. Die Bevölkerung erfuhr damals von offizieller Seite nichts davon.

Einige von uns haben Geigerzähler mit. Jetzt ist keine nennenswerte Radioaktivität zu messen. Nach ein paar Kilometern Fahrt durch eine Landschaft wie in Brandenburg kommen wir zur nächsten Zone. Hier ist Passkontrolle: Soldaten, Stopp-schilder und Schranke und unerklärliche Wartezeiten erinnern etwas an vergangen gehoffte Zeiten. Aber unsere Skepsis ist unbegründet. Die diensthabenden Passkontrolleure sind sehr freundlich, und wir dürfen sogar aussteigen und Fotos machen. Man sieht, wie aus dieser Zone herausfahrende Fahrzeuge auf Radioaktivität getestet werden. Der Beamter mit dem Geigerzähler nimmt seine Aufgabe ernst. Nach einigen Minuten geht es weiter durch Kiefernwald wie in Brandenburg, vorbei an traurigen verlassenem Häuschen. Der Wald sieht nicht anders aus als bei uns. Eigent-

lich eine wunderschöne Gegend, ein Paradies geradezu.

Ein Fernsehteam ist zu uns in den Bus eingestiegen und fährt mit. Der Fahrer putzt dem Kameramann zu Ehren sogar die



Frontscheibe, damit der hindurch filmen kann.

Wir fahren durch die Pripyat-Sümpfe und sehen eine Horde kleiner Pferdchen. Das sind Urpferde, die wild nur noch hier leben. Der Bus hält, damit wir fotografieren können. Aber zum ersten Mal hören wir die strenge Mahnung, dass wir auf der Straße bleiben und Wald und Wiese wegen radioaktiver Belastung des Bodens meiden sollen. Die Straßen selbst werden regelmäßig nass gereinigt.

Es geht weiter. Tschernobyl beginnt. Wir sehen Fernwärmeleitungen sich wie Schlangen neben der Straße zu verlassenem Wohnblocks hin winden. Einige wenige Menschen sind zu sehen. Wer sich hier offiziell aufhält, arbeitet sie maximal für jeweils zwei Wochen hier, bevor er in einem anderen Teil des Landes eingesetzt wird. Die inoffiziellen Bewohner werden stillschweigend geduldet.

Meist sind es ältere Menschen, die sich nicht aus ihrer wunderschönen Heimat in ein hässliches Wohnsilo am Rande Kiews umsiedeln lassen wollten. Oder sie sind zurückgekommen, weil die unheimliche Gefahr nicht zu sehen und darum auch nicht zu glauben ist. Die Vögel leben auch hier, und die Vögel sind klüger als wir Menschen, sagen sie. Gerüchten zufolge soll sogar ein Kind hier geboren worden sein.

Wir halten vor einem kleinen gelben Haus, wo wir durch sehr informative Fotoausstellung geführt werden. Juri Tatatschok, unser Führer durch das Grauen, erklärt noch einmal zweispra-

chig das Ausmaß des Unglücks und die Verbreitung der radioaktiven Wolke anhand von Karten. Wieder draußen beim Bus bekommen wir weiße und blaue Strahlenschutz-Anzüge. Sie würden im Ernstfall noch nicht mal vor Regen schützen. Aber wir gehen mal davon aus, dass der Ernstfall nicht gegeben ist und höchstens homöopathische Dosen radioaktiven Staubs durch die Luft geweht werden. Dagegen sollen die Anzüge wohl gut sein. Wie Michelinmännchen verkleidet steigen wir wieder in den Bus, der uns nach Pripyat fährt. Der Name bedeutet „fünf Flüsse“. Allein dort sollen 47.000 Menschen innerhalb von 36 Stunden nach dem GAU evakuiert worden sein, insgesamt 116.000 Menschen. Die Stadt ist in den 70er Jahren eigens für Techniker und Wissenschaftler des Kraftwerks und deren Familien gebaut worden. Dort gab es damals jeden in Sowjetzeiten erdenklichen Luxus. Die Arbeit im Kraftwerk wurde sehr gut bezahlt und war heiß begehrt. Viele wollten zu den Auserwählten gehören, die hier leben durften.

Wie ein gruseliges Mahnmal ragt das rostige Riesenrad des Vergnügungsparks in den Himmel. Seine Eingeweide sind längst herausgerissen und zu Geld gemacht worden. Ein tödliches Geschäft. Beim Autoscooter wenige Meter weiter knattern hysterisch die Geiger-

zähler - ein so genannter Hot Spot. Hier ist bei der Explosion des Reaktors radioaktives Material niedergegangen. Die Wagen liegen wie tote Käfer auf dem Rücken. Auch wer diese Motoren damals hier ausschaltete, lebt längst nicht mehr. Vom Kulturzentrum der Stadt künden nur gespenstische Schriftzüge auf Gebäudeskeletten. Vor dem Krankenhaus steht ein verrosteter gynäkologischer Stuhl. Das Grauen wird unerträglich. Wir haben genug gesehen. Die Luft piekt wie mit winzigen Nadeln. Der Bus fährt uns jetzt direkt bis vor den Unglücksreaktor und entlässt uns in ein Haus, in dem wir ein Schnittmodell der maroden Anlage erklärt bekommen. Aus dem Fenster sieht man auf das höllische Original. Um weiteres Unheil zu vermeiden, soll eine riesige Käseglocke gebaut und auf Schienen über den Reaktor geschoben werden. Allein an dieser Stelle ist fotografieren strengstens verboten. Natürlich tun wir es trotzdem. Auch das Team eines Ukrainischen Fernsehsenders hält einmal wie zufällig die Kamera drauf. Auch die Gelegenheit zu einem Interview mit dem Science Fiction-Autor Thomas R.P. Mielke lassen sie sich nicht entgehen.

Eine letzte Runde noch um das Kraftwerksgelände, dann geht es dorthin zurück, wo wir die Schutzanzüge angelegt haben. Wieder ausziehen, Hände gründlich waschen und zur Sicherheit noch einmal Radioaktivität messen – jetzt bekommen wir noch ein ausführliches Mahl mit Butterbrot, Borscht, Gulasch und Kuchen. Es wurde auch über die unzähligen Toten, über Missbildungen bei Neugeborenen, über Schilddrüsenkrebs bei vielen tausend Menschen in der Ukraine und Weißrussland gesprochen. Weil es es anders gar nicht ertragen kann, knapp und sachlich. Und auch über die Zeit, die die Verstrahlung noch dauert: 26.000 Jahre. Manche sagen auch 40.000.

Was macht das aber noch für einen Unterschied?

*Astrid Ann Jabusch (Mai 2006)*